



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Traurige Weihnacht.

Traurige Weihnacht

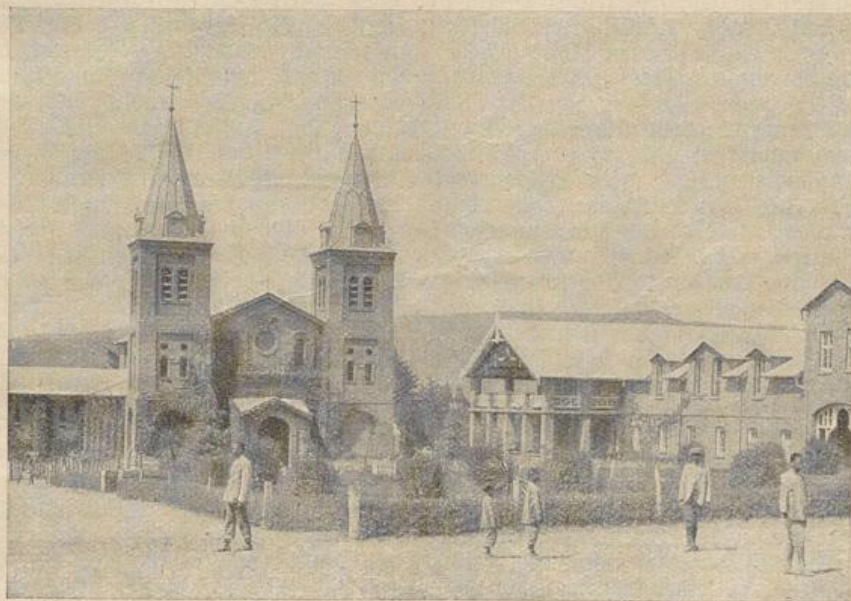
Nach dem Englischen. Aus „*Wolken und Sonnenschein*“. Von P. J. Spilmann.
Nachdruck verboten! (Schluß)

„Ja, ich habe wieder getrunken, und werde morgen wieder trinken und übermorgen auch, und solange ich will und soviel ich will — hast du mich verstanden? Weshalb sollte ich nicht trinken, wenn es mir einmal Spaß macht? Wer will es mir wehren — das möchte ich wissen! Du nicht mit all deinem Greinen und Heulen, und er auch nicht, der miserable, kaltblütige Schuft! Ich sagte ihm, er werde es

Roderich wird dich ganz gewiß wieder aufnehmen, wenn du nur ein bißchen solider sein willst.“

„Ha, mich wieder aufnehmen!“ schrie Lader mit heiserer Stimme. „Und wenn sie auf ihren Knien zu mir herrutschten, ich gehe ihnen nicht mehr in das verfluchte Loch. Die Pest sollen sie alle kriegen!“

Mit diesem Fluche statt eines Abendgebetes warf sich der Betrunkene in seinen



Südafrikanische Missionsstation Lourdes

bereuen, daß er mich fortgejagt, und so soll er denn, so wahr —“.

„Hat der junge Herr Roderich dich entlassen, Martin?“ fragte sein Weib, der eine schreckliche Ahnung aufdämmerte.

„Ja!“ schrie der Trunkenbold, „er warf mich hinaus wie einen Hund. Er sagte, ich sei ein Schandfleck seiner ehrlichen Werkstatt, und drohte, mich der Polizei zu übergeben, wenn ich mich wieder zeigen würde. Ha, den möchte ich sehen, der mir Handschellen anlegen wollte! Aber er muß es mir mit seinem Leben büßen, so wahr ich Martin Lader heiße!“

„Du bist wieder in der Gesellschaft von Robert Merzer gewesen, Martin“, sagte sie mit einem Seufzer. „Aber rede jetzt kein Wort mehr davon; du bist heute Abend aufgeregter; morgen wird sich dir alles in einem anderen Lichte zeigen. Herr

Kleidern auf das Lager und fiel bald in einen schweren Schlaf. Sein unglückliches Weib aber konnte während dieser Nacht keine Ruhe finden. Eine unaussprechliche Angst, der Mann möchte die Drohung vollstrecken, die seine trunkenen Lippen soeben ausgesprochen, quälte sie. Mord! Und wer sollte das Opfer des blutigen Verbrechens sein? Der Bräutigam ihrer lieben, glücklichen Schwester! Der Gedanke war zu schrecklich. Sie kniete nieder und betete mit der ganzen Inbrunst ihres Herzens, daß Gott in seiner Barmherzigkeit die fürchterliche Tat abwenden wolle.

Endlich verscheuchte der Morgen diese düsteren Bilder. Marie stand auf, betete inbrünstig, kleidete ihre Kinder, verrichtete auch mit denselben ein eifriges Morgen Gebet und bereitete das spärliche Frühstück. Der späte Wintertag schaute schon

voll durch das Fenster herein, als der Trunkenbold endlich erwachte. Natürlich quälte brennender Durst seine Kehle, seine Augen glühten und unaussprechlicher Kopfschmerz folterte sein Gehirn. Aber das war er seit Monaten gewohnt; einen erquickenden Schlaf kannte er schon längst nicht mehr. Als er das Bewußtsein wieder völlig gewonnen hatte, stand sein treues Weib am Bette und reichte ihm eine Tasse starken Kaffee.

„Was ist das? Kaffee?“ brummte er. „Ich mag das schlappe Getwäsch nicht. Geh und hole mir einen Schoppen Bier, wenn du Geld hast.“

„Ich habe kein Geld“, antwortete die Frau entschieden. „Und wenn ich Geld hätte, würde ich doch jetzt keinen Pfennig für dich auf Bier verwenden. Trink diesen Kaffee; er wird dir deinen Kopf klären; ich habe ein ernstes Wort mit dir zu reden.“

Marie war mit dem Mute der Verzweiflung gewaffnet und fest entschlossen, alles aufzubieten, um ihren mißleiteten Mann in der letzten Stunde noch vom Rande des Verderbens zurückzureißen. Lader starrte sein Weib verwundert an; noch nie hatte das sanfte Wesen in einem so entschiedenen Tone zu ihm gesprochen. Er nahm die Tasse in seine zitternde Hand und begann sie auszuschlürfen. Im anstößenden Verschlage hustete der franke Hans und weinte das kleine Kind, welches Martha wiegte und beschwichtigte.

Frau Lader setzte sich neben das Bett zu ihrem Manne und hob mit ernstem Tone an: „Martin, ich hätte dir schon lange einiges gesagt; aber, die Wahrheit zu gestehen, ich wagte es nicht. Du weißt wohl, daß du in letzter Zeit mit mir und den Kindern nicht sonderlich freundlich warst. Ich fürchtete Schläge, wenn ich sprechen würde. Aber heute fürchte ich nicht mehr für mich, sondern einzig für dich, und du mußt mich jetzt anhören, Martin!“

Der Mann sagte ärgerlich: „Nun denn, in Kuckucks Namen, wozu diese lange Einleitung? Sage, was du zu sagen hast! Aber nimm dich in acht!“

„Bevor ich dich heiratete“, fuhr die Frau ruhig fort, „hat ein anderer um meine Hand geworben. Ich konnte den Mann nicht ausstehen; er hatte keine Religion und lief in die Wirtshäuser. Der Mann geriet in heftigen Zorn, als ich ihm einen Korb gab, und verschwor sich, er wolle Unglück über mich und meine Kinder bringen, wenn ich je einen andern eheliche. Ich lachte über diese Drohung und dachte, er werde mich bald vergessen haben und ein anderes Mädchen heiraten. Aber er heiratete nicht. Doch während der ersten Jahre unserer Ehe, als wir so glücklich

waren — erinnerst du dich nicht mehr, Martin? — vergaß ich den Mann und seine Drohung; er war auch in eine andere Stadt gereist. Da auf einmal kam er zurück.“

„Und?“ fragte Martin.

„Und hat sein Drohwort erfüllt. Der Mann ist Robert Merzer.“

Für einen Augenblick schwieg Lader verblüfft. Dann sagte er: „Du schwägest Blödsinn, Weib! Robert ist der beste meiner Freunde.“

„Robert Merzer ist der größte unserer Feinde“, wiederholte Frau Lader auf das bestimmteste. „Wer hat dich — es sind jetzt fast vier Jahre her — daran gewöhnt, jeden Augenblick bald in dieses, bald in jenes Wirtshaus einzufehren? Wer spottete beständig über unsere heilige Religion und suchte es dahin zu bringen, daß du dich deines katholischen Glaubens schämtest? Wer brachte es endlich nach und nach dahin, daß du seit Jahr und Tag keine Kirche mehr besuchtest? Wer ist nun seit Monaten jede Nacht in deiner Gesellschaft und gibt nicht Ruh noch Raft, bis du betrunken bist und bis dein Arbeitslohn, mit dem du die Nahrung und Kleidung der Kinder bestreiten solltest, durch die Kehle gejagt ist? Wer gab dir den guten Rat, alles, was nicht niet- und nagelfest ist, samt meiner Nähmaschine, mit der ich die Kinder bis dahin vor dem Hunger bewahrte, zu verkaufen und den Erlös ins Wirtshaus zu tragen? Du weißt es so gut wie ich; das alles hat Robert Merzer getan.“

Martin gab keine Antwort, und seine Frau fuhr alsbald fort: „Dieser Mann war die Ursache all unseres Unheils. Er hat dich wie ein kleines Kind in seiner Hand und mißbraucht dich zu allem nach Lust und Laune. Er hat es auch zuwege gebracht, daß dich Herr Roderich entließ.“

Die Erwähnung dieses Namens entzündete ein unheimliches Feuer in den Augen des Mannes. Mit einem Fluche stellte er die Kaffeetasse hin.

„Gestern abend war meine Schwester Anna hier. Sie sagte mir, sie sei verlobt und werde sich bald verheiraten, und ich bin überzeugt, du wirst nie mehr solche Reden führen wie diese Nacht, wenn du erfährst, wer ihr Bräutigam ist.“

„Und wer ist es?“

„Herr Jakob Roderich.“

„Zum Henker mit ihm!“ schrie Lader und sprang vom Bette auf. Beschwichtigend ergriff die Frau seinen Arm und sagte: „Denke doch, welches Glück für Anna, eine so vorzügliche Partie! Du selbst sprichst immer mit dem größten Lobe von Roderich, und ich weiß bestimmt, niemand anders als Merzer hat diesen Zorn gegen ihn in deinem Herzen geschürt.“

„Lasse mir Robert aus dem Spiele, Marie! Ich werde zu meinen Freunden wählen, wen ich will. Meinst du denn, ich sei nicht mein eigener Herr und Meister?“

„Nein, leider, das bist du nicht, sobald du getrunken hast! Und deshalb verlange ich von dir das Versprechen, den Umgang mit Merzer aufzugeben. Er hat dich immer tiefer und tiefer ins Elend gebracht, seit du dich mit ihm einliebst, und wer weiß, welches der nächste Schritt ist, zu dem er dich verführt, wenn du wieder getrunken hast. Die ganze Nacht träumte ich vom Galgen und sah, wie sein Schatten dich verfolgte. Ich kann nicht sagen, was ich um dich ausgestanden habe.“

„Na, Träume sind Schäume! Wie kannst du nur so kindisch sein, Marie?“

Das Auge seines Weibes gewahrte den heilsamen Eindruck ihrer Worte, und mit der glühenden Überzeugung ihres Herzens voll Mutterliebe und Glaubens-treue fuhr sie fort: „Es gibt auch Träume, die Gott zur Warnung schickt, Martin. Laß den schrecklichen Traum nicht wahr werden und damit er nicht wahr werde, meide Merzer! Schau, Martin, es ist heute der Vorabend des heiligen Weihnachtsfestes; laß uns diese Weihnachten besser zubringen als die verflossenen drei! Wir wollen zusammen den Gottesdienst besuchen; wir wollen den Kindern ein ordentliches Mittagmahl geben und uns im häuslichen Kreise miteinander freuen wie vormals in unsern glücklichen Tagen.“

Die zugänglichste Seite des durch die Leidenschaft verdorbenen Herzens Laders war noch seine Anhänglichkeit an die Kinder. Er ging in die kleine Schlafkammer und nahm Hans in seine Arme. Schon lange war der Vater dem kranken, reizbaren Kinde nur ein Gegenstand der Furcht. So begann das arme Kind heftig zu weinen; die Aufregung veranlaßte einen krampfartigen Hustenanfall, welcher dasselbe schrecklich schüttelte und quälte. Er legte den Knaben in die Arme der Mutter und verließ dann, ohne ein Wort zu sagen, hastig das Haus.

Was dachte ihr Mann, während er langsam durch die schneebedeckten Straßen ging, des eisigen Windes nicht achtend, der durch seine schlechten Kleider blies? Ein stumpfes Gefühl seines Unrechtes war doch in ihm erwacht, sein Gewissen war nicht ganz erloschen. Die Worte seines Weibes tönten noch in seinen Ohren. Sie hatte die Wahrheit gesagt: keine Silbe konnte er leugnen. Er war in der That ein gefühlloser Mensch — nein, das ist nicht das rechte Wort —, er war geradezu ein brutaler, verkommener Lauge-nichts geworden. Er hatte sein Weib und seine Kleinen um das tägliche Brot be-

stohlen; es war zu niederträchtig! Ja, das hatte er getan, und jetzt fing er doch an, sich vor sich selbst zu schämen.

Martin war in seinen Gedanken eben zu diesem glücklichen Ergebnis gekommen und drehte sich gerade um, in der Absicht, rasch nach Hause zu gehen und sein braves Weib um Verzeihung zu bitten und Besserung zu versprechen, als sich eine Hand auf seine Schulter legte. Er schaute auf, und da er die Hand erkannte, stieß er die Hand unwillig von sich.

„Ho, ho, was ist los? Mit dem linken Beine aufgestanden? Was für eine Laus ist dir über die Leber gekrochen, Martin?“ rief ein kleiner, untersehter Mann von offenbar großer Muskelkraft.

Zum erstenmal fühlte Lader Widertwillen gegen seinen Bechgefellen. Es fiel ihm auf, daß doch eigentlich das Urbild eines echten Landstreichers vor ihm stehe. Ja, hätte Merzer so ausgesehen, als er ihn vor Jahren zum erstenmal ins Wirtshaus einlud, er hätte ihn voll Verachtung stehen lassen; aber damals arbeitete der Mann noch und kleidete sich anständig. Erst nach und nach war derselbe so herabgekommen und lebte nun — man wußte eigentlich nicht, wovon, aber munkelte verschiedenes. Wie gesagt, an jenem Morgen wurde er von Lader nicht freundlich aufgenommen: doch das störte Merzer wenig; er hing sich ohne viel Umstände an Laders Arm.

„Ich gehe nach Hause, Merzer“, sagte Lader und beschleunigte seine Schritte.

„Das wird nicht halb so pressieren! Geschwind, alter Junge, komm da in die Schenke mit mir und trink einen Schnaps. Es ist ein verflucht kalter Morgen.“

„Ich habe keine Zeit; ich muß heim!“

„Unsinn, Mann! Ein einziges Gläschen, das tut dir gut; höre, nur einen Schluck!“

„Nun denn, meinerwegen — aber nur ein einziges, hörst du, Merzer.“

Es war die alte Schlinge. — Den ganzen Tag harrete Frau Lader auf die Rückkunft ihres Mannes.

Es wurde Mittag und Abend und Nacht, und er kam nicht.

Die Entscheidung

Es ging auf Mitternacht. Der Schnee fiel in dichten Flocken und bedeckte die Straßen mit einer frischen, weißen Lage. In einem abgelegenen Stadtheile schritten zwei Männer durch enge, menschenleere Gäßchen. Der eine war offenbar völlig betrunken; er hatte sich in den Arm seines Gefährten gehängt und wankte dahin, von Zeit zu Zeit Flüche und Verwünschungen lallend. Der andere hatte seine Augen offen und schaute scharf um

sich, als ob er jemand erwartete. Jetzt nahen Schritte der Stelle, wo die beiden Männer weilten, der eine in fast betäubtem Zustande, der andere aber seiner Sinne völlig mächtig. Merzer hatte nicht viel getrunken, während er seinem Gefährten rasch Glas um Glas eingeschenkt hatte; er wußte, daß er zu seinem Vorhaben großer Umsicht und kalter Überlegung bedürfte.

Der Fußgänger kam näher, und Merzer zog den Betrunkenen mit sich in den tiefen Schatten eines vorspringenden Pfeilers. Jetzt fiel das Licht einer Glaslaterne auf den näherkommenden Mann; es war der junge Roderich. Arglos und in Gedanken an seine Braut voll froher Hoffnung schritt er daher, nicht ahnend, daß ein Mörder seiner harre.

Jetzt hatte er den Pfeiler erreicht, da stürzte eine dunkle Gestalt aus dem Schatten und warf sich wie ein wildes Tier auf den Wehrlosen. Ein dumpfer halberstickter Schrei, ein verzweifelttes Ringen, dann ein schwerer Fall — und Robert Merzer leerte die Taschen seines unglücklichen Opfers und floh.

Halb betäubt lehnte Lader an der Mauer des Hauses und war Zeuge der verübten Bluttat. Als der Mörder verschwunden war, wandte der Betrunkene mit ungewissen Schritten zu dem Manne hin, der auf dem Boden lag. Was hatte sein Gefährte getan? Hatte er nicht diesen Fremden erschlagen und ausgeraubt? War derselbe wirklich tot? Lader beugte sich über den wahrscheinlich Ermordeten hin und kehrte dessen bleiches Antlitz dem Lichte der Laterne zu.

Ein Ruf des Entsetzens entrang sich seiner Brust, als er die Züge des Mannes erkannte, dem er in den letzten Stunden so oft den Tod geschworen. Ja, es war kein Zweifel, Jakob Roderich lag regungslos zu seinen Füßen. Lader war durch den plötzlichen Schrecken so weit ernüchtert, daß er, nun genügend bei Sinnen, zitternd den Rock des jungen Mannes aufknöpfte, um zu fühlen, ob das Herz noch schlage; aber mit einem Mark und Bein durchdringenden Schrei zog er plötzlich die Hand zurück — die Kleider Roderichs waren mit Blut getränkt, und ein dunkler Strom färbte den Schnee.

Jetzt nahen Leute; Lader hörte ihre Stimmen. Da durchzuckte ihn der Gedanke: wenn sie ihn bei der Leiche fänden, so würden sie sagen, er sei der Mörder. Er mußte fliehen, fliehen, so lieb ihm sein Leben war, fort von dieser schrecklichen Stelle, von diesem blutigen Leichname. Fliehen! Das war sein einziger Gedanke, den er in dieser Todesangst noch fassen konnte. Planlos eilte er fort, durch Gassen und Gäßchen, durch Straßen und Plätze, nur

fort, fort von dem Schauplatz der Bluttat.

Seine Füße wankten nicht mehr; aber es hing sich doch wie ein Bleigewicht an ihn. In seiner Angst hielt er beinahe sich selber für den Mörder; hatte er dem Manne nicht den Tod geschworen? War er nicht ein Mörder in Gedanken wenigstens, wenn nicht in der Tat? Das Schuldbewußtsein überwältigte ihn so, daß er fast kraftlos zusammengebrochen wäre. Aber immer wieder peitschte ihn die Furcht vor dem rächenden Arm der Gerechtigkeit voran. Er erinnerte sich an den Traum seines Weibes, und jedes Schattenbild, das die Gaslaternen über den Schnee hin warfen, verwandelte sich in den Schatten des Galgens, der ihn verfolgte.

Lader hemmte seinen verzweifelten Lauf, da er jetzt in eine breite, hellerleuchtete Straße einbog, in welcher viele Leute ruhig und schweigend auf eine Kirche zuschritten. Der Flüchtling schaute sich verwundert um; er fand sich dem Hause gegenüber, das er in den glücklichen Jahren seiner Ehe bewohnt hatte, und da drunten die Kirche — wie oft hatte er in ihr mit seinem Weibe den göttlichen Heiland empfangen!

Die Kirche war offen; er sah die Leute eintreten. Auf einmal kam ihm der Gedanke: es ist ja Weihnachten und Zeit zur Mitternachtsmesse! Sofort entschloß er sich, gleichfalls die Kirche zu betreten. Da war er in Sicherheit; wenn die Polizei seine Spur verfolgte, so suchte sie ihn am wenigsten in der Kirche. Die helle Todesangst trieb ihn also wieder in die Kirche, nachdem er jahrelang keinen Fuß in ein Gotteshaus gesetzt hatte. Es war nicht Reue und auch nicht ein frommer Gedanke, der den Verirrten leitete; nur das Gefühl: da werde ich vor meinen Verfolgern sicher sein. Derselbe Instinkt trieb ihn auch möglichst weit von den Türen weg nach den Altären hin, bis er das Ende eines Seitenschiffes erreicht hatte.

Eben begann die heilige Messe. Die freudreichen Klänge der Weihnachtslieder tönnten, von leisem Orgelspiele begleitet, durch die Gewölbe. Der Flüchtling blickte erschrocken um. Niemand beachtete ihn, und mit einem Seufzer der Erleichterung kniete er sich hin, gleich den übrigen.

Unmittelbar vor dem Unglücklichen stand die Krippe, eine geschmackvolle Nachahmung des Stalles von Bethlehem. Überaus milde und liebevoll kniete die seligste Jungfrau mit dem heiligen Joseph neben dem göttlichen Kinde. Wie leuchteten die Augen des Jesusknaben, wie breiteten sich die kleinen Arme aus, als ob er ausriefe: „Kommet alle zu mir, die ihr mit Sünden und mit Elend beladen

seid, verzaget nicht! Um euretwillen liege ich hier auf dem Stroh! Wenn ihr nur guten Willens seid, so will ich euch den Frieden bringen.“

Der Anblick drang dem tiefgefallenen Manne zu Herzen; Tränen traten in seine Augen. Die mahnenden Worte, die sein Weib am Morgen zu ihm gesprochen, und die er in der Schenke übertäubt hatte, tönten wieder in seinen Ohren. O wäre er ihnen doch gefolgt! Aber jetzt — konnte nicht noch alles gut werden? In Angst und Verwirrung stammelten seine Lippen seit langer Zeit wiederum ein Gebet, und er wurde ruhiger.

Da auf einmal fiel sein Blick auf seine blutbefleckten Hände; beinahe wäre ihm ein Schrei des Entsetzens entfahren. Blut, das Blut eines gemordeten Menschen an seiner Hand! Und so war er in das Gotteshaus eingetreten und kniete nun mit diesem schrecklichen Male gezeichnet an der Krippe des Heilandes! Namenloses Weh ergriff die Seele des unglücklichen Menschen; es war, als hätten diese roten Flecken ein Licht in sein sündenvolles Herz geworfen und zeigten ihm die eigene Verworfenheit, in welche ihn seine Trunksucht gestürzt hatte. Welche Reihe von Sünden und Lasten bis zu diesem Blutmale!

Seine blinde Furcht war nun verfliegen. Er dachte nicht mehr an Flucht, sondern nur daran, ob es ihm vergönnt sein werde, gutzumachen, was er an Weib und Kind gefrevelt hatte, oder ob das Ereignis dieser Nacht rächend mit ihm die Unschuldigen treffen werde. Als die Messe zu Ende war, verließ er ruhig die Kirche, bereit, die Folgen seines Lebenswandels zu tragen. Rasch ging er seinem Hause zu; es drängte ihn, seiner Frau die Entschlüsse mitzuteilen, welche der teuflische Versucher noch einmal durchkreuzt hatte. Wie oft hatte er im Laufe des Tages die Schenke verlassen und seine Frau aufsuchen wollen, und immer war es Metzger wieder gelungen, den Widerstrebenden festzuhalten! Jetzt dämmerte in seinem Kopfe dunkel der Gedanke, was der Verführer bezweckt habe und wozu er ihn mißbrauchen wollte.

Lader hatte seine Wohnung erreicht und setzte eben den Fuß auf die Haustreppe, als er sich plötzlich von einer eisernen Faust gefaßt fühlte. Er stutzte — ja, er hatte sich nicht getäuscht, er schaute in das Angesicht zweier Polizeisoldaten und sagte mit viel Ruhe: „Ich habe ihn nicht erschlagen.“

„Na, Ihr wißt doch recht wohl, worum es sich handelt“, sagte der eine der Polizisten, indem er seinem Gefährten einen Wink gab. „Kommt jetzt mit uns! Das ist

eine saubere Geschichte; erschlagen freilich habt Ihr ihn nicht. Aber das ist wahrlich nicht Eure Schuld; denn Ihr habt das mögliche getan und ihm einen tüchtigen Stich versetzt.“

„Er lebt also?“ fragte Lader eifrig.

„Ja, er lebt, und wenn er mit dem Leben dabonkommt, so ist das ein Glück für Euch.“

„Gott sei Dank, daß er nicht tot ist! Gott sei tausendmal gedankt!“

Lader sagte diese Worte mit großer Wärme und hielt dann ohne Widerstand seine kräftigen Arme hin, daß man ihm die Handschellen anlege. Die Polizisten, denen seine Muskelkraft wohl bekannt war, wunderten sich nicht wenig. Der Mann dauerte sie; sie fannten sein braves Weib und seine braven Kinder.

„Sollen wir Eurer Frau ein Wort sagen?“ fragte der eine.

„Nicht jetzt. Sie wird es früh genug erfahren. Laßt uns gehen.“

„Es ist das heillose Trinken, das Euch so weit gebracht hat, Lader!“ sagte der andere Polizist, als sie mit dem Gefangenen durch die Straßen gingen.

„Ja, das Trinken! Ihr habt recht, das ist an allem schuld. Gleichwohl habe ich ihn nicht gestochen. Der Gedanke lag mir nahe, und ich war einmal dazu entschlossen, aber getan hab' ich es nicht.“

„Was hilft leugnen?“ jagte der Polizist. „Ihr würdet besser schweigen; man fand ja Euer Messer neben ihm.“

„Mein Messer? Was für ein Messer?“ fragte Lader erschrocken.

„Geht, geht, Lader!“ jagte der Polizist ungeduldig. „Versucht es nicht, uns einen blauen Dunst vorzumachen. Was für ein Messer! Nun, es hat eine breite, starke Klinge, und auf dem Hest ist Euer Name eingetrakt; Ihr kennt es gut genug!“

„Bei Gott im Himmel! Nie in meinem Leben hatte ich ein solches Messer.“

Die Polizisten betrachteten diese Antwort als eine handgreifliche Lüge, und die Ruhe, mit welcher der Gefangene sie aussprach, ärgerte die Diener der Gerechtigkeit nicht wenig. Sie gaben keine Antwort; schweigend führten sie ihn durch die Straßen.

Das Morgengrauen des gnadenreichen Christfestes traf Lader im Gefängnisse. Sein Bericht über die Bluttat hatte keinen Glauben gefunden; es sprach zu vieles gegen ihn. Ein ebenso starker Schuldbeweis, wie das mit seinem Namen bezeichnete Messer waren die Blutstrecken an seinen Händen und an seinen Kleidern. Er erzählte zwar, wie er diese erhalten habe. Aber wenn seine Aussage die Wahrheit enthielt, weshalb er denn so sinnlos ge-

flohen? Er konnte keine genügende Erklärung seiner Angst heibringen; das Gefühl der Schuld mußte ihn überwältigt haben. Er sollte gestehen und angeben, wo er die goldene Uhr und die Börse Roderichs hingebracht habe; das sei der einzige Weg zu einer Strafminde rung, sagte man dem Gefangenen.

Welch traurige Weihnacht! Die arme Frau des Trinkers hörte am frühen Morgen schon gerüchtweise, was vorgefallen, und bald bestätigte sich die schreckliche Nachricht. Sie zweifelte kaum an der Schuld ihres Mannes; hatte sie doch seinen Racheschwur gehört. Aber ebenso ausgemacht war es ihr, daß Merzer die Hauptschuld trage. Ganz gewiß hatte er auch die entsetzliche Bluttat geplant und herbeigeführt. Die arme Frau meinte, sie komme von Sinnen. Es drängte sie, den Mann im Gefängnisse aufzusuchen; aber sie konnte die Kinder nicht allein lassen. Der kleine franke Hans verlangte beständige Pflege.

Vor dem Abende kam ihre treue Schwester Anna. Frau Lader schrak zurück und bedeckte ihr bleiches, abgehärmtes Antlitz mit beiden Händen.

„O sage mir nichts über das Schreckliche, Anna!“ stöhnte sie. „Ich kann es nicht ertragen, es bringt mich unter den Boden. Es ist gewiß fürchterlich für dich; aber es ist noch viel fürchterlicher für mich, da mein Mann den Streich führte.“

Anna ergriff tröstend die Hand der Schwester und sagte: „Höre, Marie. Ich bin bei meinem Bräutigam gewesen; seine Wunde ist nicht so gefährlich, als man zuerst meinte. Er ist jetzt imstande zuspochen und erklärt, er sei ganz sicher, daß nicht Martin Lader ihn gestochen habe. Es sei ein kurzer, untersehter Bursche mit einem schwarzen Stoppelbart gewesen.“

„Merzer!“ rief Frau Lader und sank mit gefalteten Händen auf ihre Knie nieder, um Gott zu danken, daß die Blutschuld nicht auf dem Herzen ihres Mannes lastete.

So war denn Martin Lader von der schlimmsten Anklage gereinigt; aber es gelang ihm zunächst nicht, sich von der Teilnahme an dem Verbrechen rein zu waschen. Gleichwohl veranlaßte nach wenigen Tagen ein unerwartetes Ereignis seine Freilassung. Merzer, den die Polizei auf das eifrigste verfolgte, war in einer benachbarten Stadt ergriffen worden.

Ein heftiges Fieber hatte den fast zu Tode gehezten Mann darniedergetworfen, und nun machte er in der Meinung, sterben zu müssen, ein volles Geständnis seiner That. Marias Ahnung bestätigte sich: Rache hatte den gewissenlosen Menschen auch zu diesem letzten Verbrechen bewogen, welches darauf berechnet war, Laders Familie in das äußerste Elend zu stürzen. Aber die Todesangst erpreßte dem Bösewicht ein offenes Bekenntnis seiner verworfenen Pläne und Thaten. Alles war nun entdeckt, und Lader wurde den Seinigen wieder geschenkt.

Gleichwohl starb der Bösewicht nicht; unter den Kettengefangenen blüht er gegenwärtig sein Verbrechen.

Ein Jahr ist seit dieser traurigen Weihnacht verflossen. Die klare Wintersonne zaubert Diamanten an die mit Reif besetzten Zweige der Bäume und auf die Dächer und Straßen weit und breit. Ihre schrägen Strahlen blickten vergnügt in ein wohlliches Zimmer und sehen daselbst eine fröhliche Gesellschaft um einen reich mit Weihnachtsgaben beladenen Tisch versammelt. Da sitzt Martin Lader im Kreise seiner Lieben, und zu den Gästen zählt auch Herr Jakob Roderich und dessen schöne junge Frau. Herr Roderich hatte seinem ersten Aufseher, der seit dem Ereignisse der letzten Weihnacht wieder ein Muster von Fleiß und tadelloser Ausführung geworden, die Einladung zu diesem Familienfeste nicht abschlagen können. Es war das zu gleicher Zeit eine feierliche Erklärung, daß alles vergeben und vergessen sei. Frau Lader war so glücklich und ihre Kinder so voll Freude und Jubel.

„Wer hätte das vor einem Jahre gedacht, Martin?“ rief sie ganz überwältigt ihrem Manne zu.

„Ja, da schaute es freilich anders aus“, sagte dieser, und eine Träne trat in sein Auge. „Das liebe Christkind hat in seiner Barmherzigkeit an uns gehandelt. Wer weiß, ob ich mich jemals wieder zu Gott hingewendet, wenn mich nicht die helle Todesangst in jene Mitternachtsmesse getrieben hätte. Damals faßte ich den Vorsatz, mit einer guten Beichte ein neues Leben zu beginnen, und Gottes Barmherzigkeit sei es gedankt, er gab mir die Gnade, meinen Vorsatz zu halten!“

„Friede den Menschen, die eines guten Willens sind!“